

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 33 (1954)
Heft: 3

Artikel: Lenin und die Schweizer Sozialdemokraten
Autor: Nobs, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-336802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ERNST NOBS

Lenin und die Schweizer Sozialdemokraten

Die «Neue Zürcher Zeitung» nimmt am 23. Januar 1954 in einem dreispaltigen Artikel ihre alte, seit Jahrzehnten mit besonderer Vorliebe gepflegte These wieder auf, «wie leicht damals» (in der Zeit des Ersten Weltkrieges) «ausländische Revolutionstheoretiker Gehör in der schweizerischen Sozialdemokratie fanden, die den erfolgverheißenden Melodien jener Rattenfänger auf der Bahn des revolutionären Umsturzes auf eine weite Strecke hin folgten». Jene Zeit «belaste die heutigen Sozialdemokraten mit unangenehmen Erinnerungen». Diese und weitere ähnliche Äußerungen stehen in der Buchbesprechung eines km-Mitarbeiters der «NZZ». Das Buch aber, um das es sich handelt, ist eine westschweizerische kommunistische Neuerscheinung, betitelt Pianzola, M., «Lenine en Suisse». Diese Buchbesprechung schließt mit den Worten: «Wenn man diese Schrift über Lenins Schweizer Aufenthalt aus der Hand legt, so tut man es beeindruckt durch die Zielstrebigkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der damals ausländische Extremisten, die das Asyl des schweizerischen Staates genossen, auf den revolutionären Umsturz hinarbeiteten. Man tut es aber auch mit einem Gefühl schmerzlichen Bedauerns über jene weiten Kreise in der schweizerischen Arbeiterbewegung, die durch das Aufwachsen in den schweizerischen demokratischen Gegebenheiten *nicht vor einer bedenklichen Anfälligkeit gegenüber den einem ganz andern Boden entstammenden bolschewistischen Umsturztheorien bewahrt worden sind.*» Derartige Äußerungen tragen den Stempel parteipolitischer, tendenziöser Einseitigkeit und Böswilligkeit zu deutlich zur Schau, als daß sie als geschichtliche Tatsache anerkannt werden könnten.

Nun schwebte mir schon lange vor, einige meiner bemerkenswertesten politischen Erlebnisse jener Zeit zu Papier zu bringen. Es ist vielleicht gut, solche Absichten nicht allzu lange aufzuschieben. Ich will darum die Niederschrift dieses Abschnittes nicht länger verzögern und sie sofort der Öffentlichkeit übergeben. Diese Niederschrift soll nicht der Beschönigung dienen, auch nicht einer Selbstverteidigung oder einer Verteidigung meiner Freunde. Sie soll aufrichtig und ehrlich sein und kein anderes Ziel vor Augen haben, als der

geschichtlichen Wahrheit zu dienen. Es mögen im Rückblick auf jene Zeiten auch Fehler und Irrtümer unumwunden zugegeben werden. Wir haben uns ihrer nicht zu schämen, denn wir haben uns nie für unfehlbar gehalten, und auch in aller Zukunft wird gerade eine von Zukunftszielen beseelte, vorwärtsdrängende Partei dem Verhängnis unterstellt sein, Fehler zu machen, da ja der Fortschritt zu allen Zeiten durch ungebahntes Terrain einen Weg zu suchen hat. Hoffentlich ist die «NZZ» nicht der Meinung, die schweizerische Freisinnige Partei habe im Laufe eines Jahrhunderts keine Fehler und Irrtümer begangen. Sehr achtbare Kritiker innerhalb der schweizerischen Freisinnigen Partei, die sich öffentlich und früher sogar in der «NZZ» geäußert haben, sind ganz anderer Meinung.

Ich bin Wladimir Uljanoff, genannt *Lenin*, zum erstenmal an der Bahnhofstraße in Zürich begegnet. Es war kurz nachdem er in Zürich Aufenthalt genommen hatte. Es war nach 23 Uhr. Ich kam mit einigen Außersihler und Wiedikonener Parteifreunden von einer Versammlung in der «Eintracht» zurück, und wir durchquerten die alte Stadt, um wieder nach Außersihl zu gelangen. An der Bahnhofstraße trafen wir auf eine kleine Gruppe von Männern, die seewärts ging. Fritz Platten, der mit uns von der Versammlung kam, wandte sich plötzlich an mich: «Halt, dort kommt Lenin, ich muß ihn dir vorstellen.»

Die Begegnung war sehr kurz. Wir gingen gleich weiter. Die Begegnung war mir auch nicht sehr erwünscht gewesen. Aus der Geschichte der Internationale und der russischen sozialistischen Bewegung war mir Lenin seit Jahren bekannt. Ich kannte ihn als den Spalter der russischen Sozialistischen Partei, die am Parteikongreß des Jahres 1903 in London zerspalten worden war. Ich kannte ihn aus seiner Auseinandersetzung mit Rosa Luxemburg, die stets und auch in dem von ihr und Leo Yogiches gemeinsam verfaßten Spartacus-Programm einen demokratisch-revolutionären Sozialismus vertreten hat, wogegen Lenin immer schon sowohl innerhalb der Partei wie innerhalb des Staates die Politik der Diktatur unter der Führung der revolutionären Elite propagiert hat. In Zürich war ich seit Beginn meiner Tätigkeit im «Volksrecht» (Ende Juni 1915) mit einigen prominenten Köpfen der menschewistischen Partei in Fühlung gekommen. Dazu gehörten vor allem Paul Axelrod, der Historiker Paul Martoff, dann Martinoff und eine ganze Reihe anderer, deren Namen ich, fast vierzig Jahre später, nicht mehr aus dem Gedächtnis nennen kann, die aber mit Leichtigkeit festzustellen wären. Öfters war ich mit dem Historiker Rjasanoff zusammen, der keiner der beiden russischen Fraktionen angehörte, aber durch ein immenses Wissen im Gebiete der neuesten Geschichte und der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung sich besonders auszeichnete. Er wußte über alle Epochen der sozialistischen Geistesgeschichte, über alle ihre Strömungen und Tendenzen und ihre Literaturen aufs genaueste

Bescheid. Seiner Akkuratessse entging nicht der kleinste Irrtum, den sich in diesen Dingen irgendein Artikelschreiber in irgendeinem Blatte zuschulden kommen ließ. Er war Stockrusse und ein leidenschaftlicher, temperamentvoller Mensch dazu. In der russischen Emigration gehörte die alltägliche Diskussion der alltäglichen Begebenheiten und besonders die Diskussion politischer und nationalökonomischer Fragen, ich hätte beinahe gesagt zum täglichen Brot. Das wäre zuviel gesagt, denn ihr Brot war karg bemessen. Sagen wir besser, diese Diskussionen waren so obligatorisch wie der Tee, den man dazu trank, und die Zigaretten, die geraucht wurden.

Die Menschewiken waren durchwegs von einem heftigen Groll erfüllt gegen Lenin, der sie stetsfort und leidenschaftlich als Feinde und Verräter angegriffen hat. Es ist eine alte Erfahrung, und wir haben sie auch in der Schweiz bestätigt gesehen, daß die beiden Richtungen einer entzweiten und getrennten Partei sich eine lange Zeit viel heftiger bekämpfen als alte gegnerische Parteien. Als im Vorfrühling 1917 die zweite, die menschewistische Gruppe Russen quer durch Deutschland nach Schweden und Rußland reiste, schloß sich auch Rjasanoff dieser Gruppe an. Einen Tag vor der Abreise besuchte er mich in der Redaktion mit der Bitte, ihn an die Kirchgasse zu einem Buchhändler zu begleiten. Er wollte einen Zeugen haben, daß er vor der Abreise eine hohe Bücherrechnung beglichen habe. Wir gingen zu Fuß, und an den Straßenrändern lagen hohe Haufen Schnee. Wie wir nun am Kaufmännischen Vereinshaus vorbeikamen, fiel mir die scherzhafte Frage ein: «Was tun Sie, wenn Sie nun nach Rußland kommen? Welcher Partei schließen Sie sich an? Wo werden Sie stehen, wenn Lenin seine Diktatur errichtet?»

Die Frage war durchaus scherzhaft gemeint, denn niemand, der die russische Politik einigermaßen kannte, glaubte damals an die Möglichkeit, daß Lenin so rasch die Regierung Kerenski und der mit ihm koalitierten menschewistischen Partei zu Fall bringen könnte.

Kaum hatte ich die Frage gestellt, so stürzte Rjasanoff sich plötzlich auf mich, packte mich mit seinen derben knochigen Fäusten am Überzieherkragen und drückte mich heftig gegen den Schneehaufen am Straßenrand: «Lenin Diktator? Mit meinen eigenen Fäusten werde ich ihn erwürgen!» Das war seine Antwort. Als die Diktatur Lenins Tatsache geworden war, hat Rjasanoff nach einigen Jahren die Leitung des Moskauer Marx-Engels-Institutes, wie es damals noch hieß, übernommen. Das Institut hätte gewiß keinen sachkundigeren und gewissenhafteren Mann an der Spitze haben können.

Es hat nicht daran gefehlt, daß die bolschewistenfeindliche Einstellung der in Zürich lebenden Menschewiki uns Schweizer Sozialdemokraten beeinflußt hat, wenn wir uns auch in die russischen Parteihändel nicht einmischten und gegenüber den offensichtlichen Fehlern der Regierung Kerenski kritisch blieben. Am Abend, bevor die menschewistische Gruppe nach Rußland ab-

reiste, fand eine Abschiedszusammenkunft in der «Eintracht» am Neumarkt statt, zu der auch ich eingeladen war. Sie nahm einen sehr herzlichen Verlauf. Des schweizerischen Asyls wurde seitens der Russen in Dankbarkeit gedacht. Die Begeisterung darüber, endlich dem Schicksal der Emigration zu entrinnen und als vollberechtigte Bürger und Sozialisten in der russischen Heimat tätig sein zu können, war grenzenlos. Ich entsinne mich, wie ein siebzigjähriger Mann an jenem Abend einen russischen Tanz aufführte und mit unglaublicher Behendigkeit und Kraft in die tiefe Kniebeuge hinunterschnellte, um ebenso rasch wieder hochzufahren. Die Armen gingen in Rußland den schwersten Enttäuschungen entgegen. Eine ganze Anzahl traf Einkerkierung und Tod. Auch Rjasanoff, über dessen Schicksal ich weiter nichts erfahren habe, konnte sich nicht sehr lange in der Leitung des Marx-Engels-Lenin-Institutes halten. Wenn wir vernehmen, in welcher Weise das Institut in seinen Publikationen Marx und Engels amputiert, entstellt und unterdrückt hat, gibt uns das einen Begriff davon, welchen schwersten Gewissenskonflikten ein Mann wie Rjasanoff ausgesetzt gewesen sein muß, bevor er das Institut verließ.

Welches waren nun die Beziehungen der Russen zum «Volksrecht»? Um eine dauernde Mitarbeit hat es sich bei keinem von ihnen gehandelt. Das «Volksrecht» hat damals seine Mitarbeiter nur schlecht honorieren können. Des Verdienstes wegen haben keine Russen für uns geschrieben. Es mag sein, daß hie und da um eines sachlichen Interesses willen ein Mitglied der menschevistischen Gruppe uns eine Notiz oder einen Artikel geschickt hat. Das wird aber nur selten der Fall gewesen sein. Ich kann mich an nichts anderes besinnen, als mehr als einmal Paul Axelrod, den Patriarchen der menschevistischen Richtung, und auch den Historiker Martoff in meinem Büro gesehen zu haben.

Der Pole Karl Radek, ursprünglich nicht der bolschewistischen Partei angehörend, aber sich dann ihr mehr und mehr zuwendend, hat uns während einiger Zeit Artikel geschickt. Es mögen im ganzen acht oder zehn gewesen sein. Es steht außer Frage, daß Radek ein brillanter Journalist war, kenntnisreich, ein feiner Stilist und eleganter Polemiker, dazu auch ein unerschrockener Redner und glänzender Debatter. Er hat nicht lange oder gar nicht in Zürich gewohnt. Ich lernte ihn erst während der sogenannten Zimmerwalder Konferenzen in Kienthal (April 1916) und Stockholm (September 1917) näher kennen. Was mir an ihm besonders mißfiel, war die schnoddrige und überhebliche Art, sich über seine sämtlichen Bekannten und Freunde zu äußern. Er hatte ein loses Maul und war ein Spötter und Verunglimpfer erster Klasse. Ihm gegenüber überkam mich schon bei der ersten Begegnung ein Gefühl des Unbehagens.

Auch von Zinowiew, dem späteren Präsidenten der Dritten Internationale, haben wir zur Zeit, da er in Vitznau oder Weggis sich aufhielt, einige wenige

Artikel veröffentlicht. Es sind wahrscheinlich kein halbes Dutzend gewesen. Sie befaßten sich so wenig wie die Artikel Radeks mit schweizerischen Verhältnissen, vielmehr — wir standen ja inmitten des Ersten Weltkrieges — mit den internationalen Problemen der Kriegszeit, insbesondere mit den Fragen des Imperialismus und der sozialistischen Aktion gegen Krieg und Kriegsnot. Inhaltlich war gegen diese Publikationen von einem schweizerischen und sozialdemokratischen Standpunkt aus nicht viel oder gar nichts einzuwenden. Im ganzen haben sie die Auseinandersetzung über die Weltkriegsprobleme in interessanter Weise bereichert. Dazu kommt, daß der Presse ein gewisses Maß von Toleranz wohl ansteht. Die Artikel waren mit Initialen oder einem Pseudonym als nichtredaktionelle Äußerungen gezeichnet. Ich füge hinzu, daß die Papierrationierung uns damals so starke Einschränkungen auferlegte, daß wir nicht darauf aus waren, die Zahl der Mitarbeiter zu vermehren.

Die russische Emigration in Zürich verfolgte die Peripetien des Weltkrieges in erregter, großer Spannung. An einem Nachmittag, ich trank gerade Tee und wollte mich nachher aufs Büro begeben, stand Lenin vor meiner Wohnungstüre in der vierten Etage an der Hallwylstraße. Er wollte wissen, ob eine bestimmte Meldung vom Kriegsschauplatz nachträglich eine Bestätigung erfahren hätte oder nicht. Ich hieß ihn eintreten und offerierte ihm, mit mir eine Tasse Tee zu trinken. Er zog den Ulster und die Wintermütze ab und sagte: «Eine Einladung zum Tee kann ein Russe niemals ablehnen.» Ich telephonierte an die Schweizerische Depeschenagentur und erhielt die gewünschte Auskunft. Eine Viertelstunde später gingen wir auseinander. Ich mußte aufs Büro.

Lenin hat meines Erinnerns mir zweimal eine Publikation gesandt. Der eine Artikel richtete sich gegen Herman Greulich; denn Lenin hatte im Arbeitszimmer der Museumsgesellschaft am Limmatquai aus der Staatsrechnung der Eidgenossenschaft ersehen, daß das Schweizerische Arbeitersekretariat, dem Herman Greulich vorstand, eine Bundessubvention erhielt, wie sie in gleicher Weise auch dem Schweizerischen Bauernverband, dem Gewerbeverband und noch anderen Gruppen zukam und in der gutachtlichen Tätigkeit, die diese Sekretariate für den Bundesrat ausübten, ihre Rechtfertigung fand. Lenin aber griff nun in dieser Einsendung Greulich an, er habe dieser Subvention wegen seine Unabhängigkeit eingebüßt und sei der Stipendiat einer bürgerlichen Regierung. Wer Herman Greulichs Gutachten und seine Reden im Nationalrat und in der weitem Öffentlichkeit kannte, von denen ja manche gedruckt worden sind, wußte, wie wenig ein solcher Vorwurf berechtigt war. Ich schickte das Manuskript dem Verfasser zurück mit dem Hinweis darauf, daß die darin gegen Herman Greulich erhobenen Anschuldigungen und Verdächtigungen in keiner Weise den Tatsachen entsprächen.

Lenin schickte ein zweites Mal eine Einsendung über ausländische Parteipolemiken. Die Einsendung enthielt, wenn ich mich richtig erinnere, unter

anderem auch Ausfälle gegen die menschewistische Richtung, die ich nicht für berechtigt hielt und die für die behandelte Frage mir als entbehrlich schienen. Da die Einsendung vom Autor nicht mit Namen gezeichnet war, hielt ich mich für befugt, diese beleidigenden Äußerungen zu streichen. Am Nachmittag des gleichen Tages, da die Einsendung erschienen war, kam Lenin in die Sprechstunde der Redaktion, mich zu bitten, ihm das Manuskript zurückzugeben. Er wolle sich nämlich vor dem Zentralkomitee seiner Partei darüber ausweisen, daß seinem Artikel Streichungen zuteil geworden seien. Er sagte das höflich und ruhig und erhielt sogleich die paar Manuskriptblätter zurück. Wenn er auch den Standpunkt einer schweizerischen Redaktion nicht billigte, so verstand er ihn jedenfalls, denn er bekundete in keiner Weise, daß er über die ihm widerfahrene Behandlung etwa ungehalten sei. Es lag auch nicht die geringste Ursache zur Entrüstung vor. Die Mitarbeiter und Einsender der kommunistischen Presse haben sich andere Dinge gefallen lassen müssen. Soviel über den Einfluß der bolschewistischen Emigranten auf die sozialdemokratische Presse. Er war null und nichtig.

Wie stand es aber um den Einfluß der Bolschewiken innerhalb der Sozialdemokratischen Partei? Auch ohne Emigranten hätten wir eine Zimmerwalder Linke und eine Kommunistische Partei in der Schweiz bekommen. Auch ohne bolschewistische Emigranten wären die Jugendorganisation und Münzenberg radikal gewesen. Auch ohne Emigranten wäre Fritz Platten der gewesen, als den wir ihn vorher und nachher gekannt haben. Er wurde zum Begründer der Zimmerwalder Linken, aber er war kein Organisator und kein zuverlässiger Arbeiter. Lenin hat einmal von ihm gesagt: Platten ist ein ehrlicher Revolutionär — aber er arbeitet zuwenig und sitzt zuviel beim Kartenspiel.

Zu der Zeit, als Lenin in Zürich sich aufhielt, erschien er mit seiner Frau Krupskaja regelmäßig zu den allen Parteimitgliedern zugänglichen gesamtstädtischen Parteiversammlungen im Volkshaus. Er kam früh und setzte sich regelmäßig auf den gleichen Platz in einer der vordersten Stuhlreihen auf der Gangseite. Lenin gehörte zu den aufmerksamsten Zuhörern. *Er hat kein einziges Mal das Wort ergriffen.* Er war offensichtlich nur gekommen, um in unsere Verhältnisse Einblick zu erhalten und insbesondere zu sehen, wie die zügellose Teuerung und das ungenügende Nachfolgen der Teuerungszulagen die Psyche der schweizerischen Arbeiterschaft beeindruckten. Diese Zurückhaltung habe ich ihm, dem Ausländer und leidenschaftlichen und haßerfüllten Richtungskämpfer, als ein sehr anständiges Benehmen hoch angerechnet. Sein späteres bolschewistisches Manifest an die schweizerischen Arbeiter, das erst herauskam, als er die Schweiz verlassen hatte, zeigte dann deutlich, daß er nicht aus Grundsatz und nicht aus Achtung vor den Rechten der Bürger eines anderen Landes geschwiegen hatte, sondern eher im Hinblick auf die Gefahr, des Asyls verlustig zu gehen. Daß aber viele politische Emi-

granten aller Richtungen sowohl in beiden Weltkriegen wie in der dazwischen liegenden faschistischen und nationalsozialistischen Epoche in der Schweiz ein Asyl gefunden haben, das gehört zu den großen Auszeichnungen unseres Landes und zählt zu seinen Verdiensten um die Menschheit. Daß unsere Behörden nicht kleinlich waren, daß Sozialdemokraten und Bürgerliche sich um die Aufnahme der Flüchtlinge bemüht haben, gereicht unserem Lande zur Ehre. Ich wollte nicht, daß der vom Zarismus verfolgte Lenin nicht in der Schweiz ein paar Jahre sich hätte aufhalten dürfen. Sein Einfluß auf Schweizer war minim. Eine Kommunistische Partei hätten wir auch so bekommen, und auch der Landesstreik, der anderthalb Jahre nach Lenins Wegreise ausbrach, hatte ganze andere Ursachen als den Bolschewismus. Wer so grobe Entstellungen macht, hat von der geschichtlichen Wahrheit nichts begriffen.

Lenin hatte in der Schweiz einen Bewunderer und Gefolgsmann: Fritz Platten. Was diesem fehlte, war das Sitzleder, das nötig ist, die auftauchenden politischen und volkswirtschaftlichen Fragen mit einiger Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu studieren. Eine fleißige und zuverlässige Arbeitsleistung war seine Sache nicht. Als junger, kaum zwanzigjähriger Mann war er im Jahre 1905, nach Ausbruch der damaligen russischen Revolution, nach Rußland gefahren und schließlich auf abenteuerliche Weise wieder aus Rußland geflohen. Er ist zeitlebens ein Revolutionsromantiker und Gefühlspolitiker geblieben. Kein großer Parteichef, aber ein geschickter Volksredner, der auf dem Instrument einer Volksversammlung alle Tonarten zu spielen wußte. Dabei hat er sich doch oft verhauen und alle Selbständigdenkenden enttäuscht. Auf dem glatten Parkett des Nationalrates hat er sich nicht zu bewegen vermocht. Als ich nach Zürich kam, hatte er gerade eine Broschüre Leo Trotzkijs über den Krieg veröffentlicht und vertrieben. Für Leo Trotzki hatte er eine grenzenlose Bewunderung. Vielleicht war sie für diesen noch größer als für Lenin. Man hat mir von glaubwürdiger Seite berichtet, daß seine Anhänglichkeit an Trotzki ihm zum Verhängnis geworden sei. Man hat ihm zwar keinen Schauprozeß gemacht. Er gehörte zu jenen Adepten des Bolschewismus, die, nachdem sie ihren Dienst getan und dann auf einmal versagt haben, im Dunkel eines Gefängnisses auf Lebenszeit verschwinden oder ohne Richter und ohne Gerichtsurteil einer schnellen Todesstrafe erlegen sind.

Lenin hatte keine gute Meinung von Fritz Platten. Er hat einmal mir gegenüber geäußert: «Platten ist zwar ein Revolutionär, aber er arbeitet nicht.» Der Gesinnung Plattens brachte er zwar alles Vertrauen entgegen, wußte aber auch, daß Platten anders als Versammlungsredner zu keiner Arbeit zu gebrauchen war. Als ich Fritz Platten befragte, wie er dazu gekommen sei, mit der deutschen Gesandtschaft wegen der Reise Lenins und seiner Gefährten durch das Deutsche Reich zu verhandeln, nachdem zuerst eine Anfrage an Robert Grimm ergangen war, diese Verhandlungen in die Wege zu leiten, ant-

wortete Platten: «Du weißt doch, Grimm ist kein Bolschewik, sondern ein politischer Gegner der Bolschewiken, und da hat Lenin sich die Sache anders überlegt.»

An einem Zürcher Weekendkurs der damaligen sozialistischen Jugend unter Willy Münzenberg, an welchem Kurs ich zusammen mit Herman Greulich als Referent tätig gewesen bin, ist eine Photographie aufgenommen worden, die später unter dem Titel «Die Zimmerwalder Linke in Zürich» veröffentlicht worden ist. Der Zimmerwalder Linken habe ich nie angehört, habe nie an einer Zusammenkunft dieser Parteigruppe teilgenommen, habe auch nie eine Einladung zu diesem Konventikel erhalten. Fritz Platten wußte genau, welches meine Stellung war und daß er bei einer Parteispaltung nach kommunistischem Geheiß mich als einen entschiedenen Gegner vor sich haben würde. Robert Grimm und ich standen bei den Bolschewiken in schlechtem Ansehen. Für Leute unseres Schlages hatten sie die geringschätzigste Bezeichnung Opportunisten. Nach der Parteispaltung hießen sie uns Halunken und Verräter.

Das Wort Opportunist führt mich dazu, eine letzte Erinnerung an Lenin zu berichten. Ich erhielt an einem Sommervormittag von Lenin die telephonische Anfrage, ob ich ihn am Nachmittag zu einer Besprechung empfangen könnte. Es war ein heißer, schöner Sommertag. Ich sagte zu ihm: Kommen Sie um 14 Uhr mich im Büro abholen. Ich sitze zuviel und habe zuwenig Bewegung. Wir könnten ebensogut miteinander an den See hinausspazieren, und dann hätte ich auch noch etwas in der Stadt zu besorgen.

Er kam pünktlich, und wir setzten uns vor der Tonhalle auf eine Ruhebänk am See. Unterwegs hatte mir Lenin schon berichtet, er sei Mitglied der Museumsgesellschaft Zürich und erfreue sich dort nicht nur des mit Zeitungen und Zeitschriften aus aller Welt so reichlich ausgerüsteten Lesesaales, sondern auch der Bibliothek und des Arbeitszimmers im zweiten Stock. Er habe eben ein gründliches Studium der schweizerischen Verfassung und der staatlichen Institutionen im Gang. Alles das habe ihn sehr beschäftigt. Dann aber meinte er mit plötzlicher Wendung: «Ich glaube, die Schweiz ist das revolutionärste Land der Welt.»

Dieser Ausspruch machte mich lächeln. Mir schien, er scherze und habe sich nur ironisch so geäußert.

Ja, es ist mir ernst damit, fuhr er weiter, ich habe gelesen, daß euer Staat den Soldaten die Gewehre und sogar Munition nach Hause mitgibt. Das tut in der ganzen Welt keine andere Regierung. Darum wohl auch hat euer Bürgertum, das heißt die Freisinnige Partei, in den dreißiger und vierziger Jahren durch alle Kantone hindurch einen Putsch nach dem andern machen können.

Ich antwortete: Das wissen wir wohl, aber vor 1830 und auch noch bis 1848 waren die Volksrechte schlecht entwickelt, und eine Minderheit regierte

über die Mehrheit. Damals hat sich übrigens das Gewehr im privaten Besitz des Wehrmannes befunden.

Lenin entgegnete: Eure Freisinnige Partei hat noch im Jahre 1890, also viel später als 1848, zu den Waffen gegriffen, einen konservativen Regierungsrat erschossen und eine konservative Regierung im Tessin gestürzt. Freisinnige Politiker (und spätere Bundesräte) haben als Verteidiger der Angeklagten das Recht auf Revolution proklamiert. Eure Bundesassisen haben hier im Rathaus in Zürich die freisinnigen Tessiner Revolutionäre freigesprochen. So etwas kommt nur in der Schweiz vor!

Das Gespräch ging weiter, und Lenin fragte, wie viele von den dreißigtausend organisierten Gewerkschaftern in Zürich Soldaten der schweizerischen Armee seien. Ich gab zur Antwort, es könnten vielleicht sieben- oder achttausend sein, aber diesen schweizerischen Referendumsbürgern und Sozialdemokraten liege der Gedanke völlig fern, daß man als Minderheit, die ideologisch nur vielleicht einen Fünftel oder noch weniger der Gesamtbevölkerung umfasse (ich hatte von der damaligen Stärke der gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterorganisation auszugehen) mit Gewalt sich zum Herrn über die Mehrheit mache. Ein solches Abenteuer würde ein böses Ende nehmen. Wenn wir Sozialdemokraten in der Mehrheit wären und mit den Mitteln einer demokratischen Verfassung regierten, würden wir uns auch nicht von einer Minderheit überrumpeln lassen. Übrigens würde in der Schweiz eine solche Minderheit, komme sie nun von links oder rechts, nicht lange regieren. Diese Überzeugung sei zutiefst in unserer Bevölkerung verankert. Es handle sich darum, mit den Mitteln der Demokratie Mehrheiten für die sozialen Postulate zu gewinnen, und das erfordere eine harte und beharrliche Arbeit.

Die Mehrheit ist dumm, antwortete Lenin, man kann nicht auf sie warten. Die Minderheit muß handeln, und dann wird sie zur Mehrheit.

Das mag in Ländern ohne Demokratie recht oft und immer wieder vorkommen, gab ich zurück, aber eure These ist die bekannte bolschewistische Doktrin, gegen welche die Sozialdemokraten immer schon Stellung genommen haben und sogar auch Rosa Luxemburg in der bekannten Auseinandersetzung mit Ihnen.

Nun, Genosse Nobs, gab Lenin zurück, ihr Schweizer Sozialdemokraten und Sie selber, ihr seid eben keine Revolutionäre, sondern sozialdemokratische Opportunisten. Wo wir Bolschewiken an die Macht kommen, werden wir mit euch und mit Leuten wie Grimm, Nobs, Greulich und Konsorten kurzen Prozeß machen.

In unserem Land werden euch nun wieder die gewehretragenden schweizerischen Milizsoldaten das nicht gestatten, sagte ich.

Das war mein letztes Wort in dieser Kontroverse. Ich habe hier die etwa anderthalbstündige Besprechung sehr gekürzt wiedergegeben, aber der Gegen-

satz zwischen der altbekannten bolschewistischen Theorie und der oft genug dargelegten sozialdemokratischen Auffassung ist damit genügend klargestellt. Von Lenin war keine andere Meinung zu erwarten und von mir auch nicht. Lange vor 1917 haben unzählige Diskussionen zwischen Bolschewiken und sozialistischen Demokraten den gleichen Verlauf genommen. Ich hatte Karl Kautskys «Neue Zeit» seit anderthalb Jahrzehnten fast regelmäßig gelesen und seit einem Jahrzehnt auch die Auseinandersetzungen der internationalen Sozialistenkongresse und der deutschen Sozialdemokratischen Parteitage und die ganze damit zusammenhängende Bücher- und Broschürenliteratur in Händen gehabt. Diese Auseinandersetzungen waren mir also keineswegs neu.

Robert Grimm hatte die erste und die zweite Zimmerwalder Konferenz unter den erschwerten Verhältnissen der Kriegszeit in ganz ausgezeichneter Weise organisiert und geleitet und seine hervorragende Kraft darein gesetzt, die Sozialistische Internationale, die durch den Krieg schachmatt gesetzt worden war, wieder in Aktivität zu bringen und dem Massenmorden, das über Europas Völker unsagbares Elend gebracht hatte, ein Elend, von dem auch die schweizerische Arbeiterschaft materiell und seelisch nicht unberührt geblieben ist, ein Ende zu setzen. Robert Grimms großem Geschick war es gelungen, Politiker und Parlamentarier aus den kriegführenden Ländern zusammenzubringen und eine Einigung auf gemeinsame Richtlinien zur Bekämpfung des Krieges herbeizuführen. Das war nicht leicht, aber Robert Grimms Geschick als Verhandlungsleiter wie als hauptsächlicher Verfasser der damals beschlossenen Manifeste gelang diese schwere Aufgabe. Eine spätere Zeit wird diese Leistung Robert Grimms anders würdigen als unsere Gegenwart, die von jenen Tagen nichts mehr zu wissen scheint.

Wie ist es denn gekommen, daß auch Bolschewiken zu diesen Konferenzen gehörten? Sehr einfach: Beide russischen Parteien haben der Zweiten Sozialistischen Internationale angehört. Diese hat ihren Mitgliedsparteien für die Politik in ihren Ländern keine verpflichtenden Vorschriften in bezug auf ihr taktisches Vorgehen gemacht, wie die Kommunistische Internationale es später getan hat. Die Sozialistische Internationale ist eine große und umfassende Bewegung insofern gewesen, als sie die politische, gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisation der lohnarbeitenden Volksklassen förderte und in ihrem Schoß die großen Menschheitsgedanken des Zeitalters genährt und entwickelt hat, jene Gedanken, um derentwillen wir damals und später als Phantasten und lächerliche Weltverbesserer heruntergemacht worden sind. Diese Internationale forderte die Freiheit der Völker und postulierte ihr Selbstbestimmungsrecht und verlangte Demokratie an Stelle des Absolutismus. Das geschah im geistigen Kampf gegen den kolonialen Absolutismus. Diese Sozialistische Internationale propagierte den Gedanken des Völkerbundes und das zu einer Zeit, als niemand sonst dafür eine Hand gerührt hat . . . Sie forderte

den Weltfrieden, das heißt die friedliche Beilegung internationaler Konflikte und postulierte Abrüstung und obligatorische Schiedsgerichte und bekämpfte den Militarismus des Eroberungszeitalters. Sie vertrat die hohen Ziele der sozialen Gerechtigkeit und hat die kapitalistische Ausbeutung bekämpft. Sie forderte Sozialpolitik und Sozialismus. Sie war dabei nicht sektiererisch. Sie hat alle Parteien zugelassen, die dem Grundgedanken beigepflichtet haben, mochten zeitweilig die inneren Auseinandersetzungen noch so heftig sein. So war auch die Bolschewistische Partei Rußlands zugelassen gewesen, bis sie sich durch die Gründung der Dritten Internationale selber ausgeschlossen hat, ausgeschlossen, um später ihren neuen Imperialismus und Absolutismus und Militarismus aufzurichten.

In Zimmerwald wie in Kienthal lag die große Schwierigkeit darin, die zwischen Bolschewiken und Nichtbolschewiken weit auseinandergehenden Meinungsverschiedenheiten zu überbrücken und zu Kundgebungen zu kommen, die nicht den Charakter von Richtungsproklamationen einzelner Fraktionen der früheren Sozialistischen Internationale hatten. Ich habe an der Zimmerwalder Konferenz nicht teilgenommen, wohl aber war ich Protokollführer der Kienthaler Konferenz (April 1916) und Vizepräsident der Stockholmer Konferenz (September 1917). Die Auseinandersetzungen zwischen der kleinen Minderheit der Bolschewiken und der großen Mehrheit der Sozialdemokraten waren sehr scharf und erreichten dramatische Höhepunkte, die man nicht mehr vergessen kann, wenn man sie erlebt hat. Robert Grimm hat das größte Verdienst daran, daß jene Manifeste nicht zu einem Niederschlag einseitig bolschewistischer Auffassungen geworden sind. Die bolschewistische Minderheit hat das äußerste getan, gewisse Formulierungen und Thesen zur Annahme zu bringen, um mit diesen eine Handhabe für den internen Parteikampf, insbesondere auch gegen die Menschewiki zu bekommen. Die bolschewistische Minderheit hat in Kienthal geblufft und gedroht, die Konferenz zu «sprengen», und als die Mehrheit sich nicht imponieren ließ, hat sie den Saal mit einer Protesterklärung zu Protokoll verlassen. Aber am andern Morgen war die ganze bolschewistische Delegation wieder da und setzte den Kampf fort. Man konnte in guten Treuen über Einzelheiten der Formulierung verschiedener Meinung sein, jedenfalls hat aber Robert Grimm die großen Schwierigkeiten gemeistert und die Konferenzen zu einem Erfolg geführt. Das geschah unter mancher scharfen Auseinandersetzung und Abgrenzung gegenüber der bolschewistischen Doktrin, die sich damals schon wie später für unfehlbar hielt und mit größter Zähigkeit vertreten wurde.

So sind die Tatsachen. Man vergleiche sie mit der Behauptung der «NZZ» (vom 23. Januar 1954), die bolschewistischen Emigranten in der Schweiz hätten «den Versuch der Beeinflussung nicht ohne Erfolg durchgeführt, indem man vor allem einige schweizerische führende Sozialdemokraten und über

sie Einfluß auf die sozialistischen Arbeitermassen gewann». Der Herr km. schreibt weiter, man habe «ein Gefühl schmerzlichen Bedauerns über jene weiten Kreise in der schweizerischen Arbeiterbewegung, die durch das Aufwachsen in den demokratischen Gegebenheiten nicht vor einer bedenklichen Anfälligkeit gegenüber den einem ganz andern Boden entstammenden bolschewistischen Umsturztheorien bewahrt worden sind».

Derartige Äußerungen übersehen, daß die Radikalisierung der schweizerischen Arbeiterschaft wie der internationalen Arbeiterbewegung am Ende des Ersten Weltkrieges vielmehr Ausdruck der ausgestandenen Leiden und schließlich der Schockwirkung des Zusammenbruchs der Hohenzollerschen und Habsburgischen Throne und der ganzen deutschen kleinstaatlichen Monarchien war als das Produkt irgendwelcher Theorien bolschewistischen oder nichtbolschewistischen Charakters. In einer Konferenz in Bern, welche die Schweizerische Sozialdemokratische Partei in der Nachkriegszeit mit einer Delegation der Zweiten Internationale abgehalten hat, äußerte kein anderer als Ramsay MacDonald, der damalige Leiter der englischen Arbeiterpartei und Mitglied der Regierung: Hätte England den Krieg verloren, so zweifle ich nicht daran, daß wir jetzt im Gefolge der Niederlage in England eine Revolution hätten.

Der Einfluß der Französischen Revolution auf die schweizerische Helvetik und der Rückschlag der Julirevolution auf die schweizerische Regeneration und das ganze Zeitalter des freisinnigen und konservativen Putschismus in den Kantonen stehen so offenkundig fest, daß es darüber keine Worte zu verlieren gibt. Man würde eben doch gut tun, von Zeit zu Zeit die Dokumente jener Epoche nachzulesen, um sich klar darüber zu werden, in wie hohem Maße eine europäische revolutionäre Situation auf die politische Entwicklung der Schweiz heilsam und regenerierend sich ausgewirkt hat und der wirtschaftlichen demokratischen Entfaltung die stärksten Impulse gegeben hat. Das wird als selbstverständlich angesehen. Daß aber der Zusammenbruch der Throne in Mittel- und Osteuropa und das unsagbare Elend, das auch die schweizerische Arbeiterschaft in den Jahren des Ersten Weltkrieges erduldet und getragen hat, einige Auswirkungen auf unsere Volksseele haben mußte, das wird von den Nachfahren der freisinnigen Revolutionäre von einst bestritten. Diesmal waren die bolschewistischen Emigranten schuld und ihre sozialdemokratischen Nachplapperer! Was für eine Schande! Nein, der Herr km. ist aufs tiefste indigniert.

Es gibt aber auch da nichts Neues unter der Sonne. Die Konservativen beider Schattierungen von einst haben über den Freisinn der Helvetik und der Regeneration genau so geschrieben wie der Herr km. heute über die Sozialdemokraten. Die Sache bekommt Hand und Fuß. Vielleicht lernen wir dabei, Schweizergeschichte tiefer zu verstehen.

Die Krokodilstränen hätte der Herr km. sich also ersparen dürfen. Um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, bewußt Fälschungen zu begehen, hat er zwar zugegeben, Grimm sei von den Bolschewiken als ein Opportunist bezeichnet worden und das Verhältnis von Nobs zu Lenin scheine sich im Laufe des Jahres «etwas abgekühlt zu haben». Dieses Verhältnis ist nie anders als sehr kühl gewesen. Weder hat Lenin dem Opportunisten Nobs Vertrauen entgegengebracht noch Nobs dem Bolschewiken Lenin. Lenin hat mich nie in irgendeiner Frage ins Vertrauen gezogen. Außer an der Kienthaler Konferenz habe ich ihn dreimal oder viermal gesprochen, wie oben dargestellt. In seiner Wohnung bin ich nie gewesen und nie im Kreise seines Zentralkomitees.

Ich habe bereits im «Volksrecht» vom 24. Mai 1952 einige kraß unrichtige Behauptungen des seinerzeitigen W.-J.-Mitarbeiters der «NZZ» zum gleichen Thema richtiggestellt. Dort ist behauptet worden, die Zimmerwalder Konferenz sei von Lenin beherrscht gewesen. Ich habe ihr die Feststellung gegenübergestellt, daß die bolschewistische Fraktion an allen Zimmerwalder Konferenzen, soweit die spezifisch bolschewistischen Parteidogmen in Frage kamen, in aussichtsloser Minderheit sich befunden haben. Ich fügte hinzu, daß ein Rußlandspezialist, der zudem Russe sei, sich solcher Irrtümer nicht schuldig machen sollte.

Die Fehler der russischen Kerenski-Regierung waren zu offensichtlich, als daß sich nicht aus den Reihen der westeuropäischen sozialistischen Parteien scharfe Kritik gegen sie erhoben hätte. Die Übernahme der Macht durch die bolschewistische Partei Rußlands erfolgte gegen alle Erwartungen. Die Begeisterung über den Sturz des Zarismus hatte dem russischen Volk eine große und weltweite Sympathie eingetragen, und diese bestand auch nach der Machtergreifung der Partei Lenins in der west- und mitteleuropäischen Arbeiterschaft weiter. Sie verband mit dem Besitz der Staatsmacht in Rußland Erwartungen, die sich in keiner Weise erfüllt haben. Wir haben uns aber damals und später alle Mühe gegeben, ein klares Bild über die Auswirkungen der Russischen Revolution zu gewinnen. Eine gute Hilfe in dieser Richtung gab zum Beispiel eine schon im ersten Stadium der Russischen Revolution in Deutschland veröffentlichte Broschüre Leo Trotzkijs, in welcher viele Mängel und Unzulänglichkeiten des russischen Arbeiters und des russischen Volkes schlechthin freimütig dargestellt worden sind. Als unter Führung ehemaliger zaristischer Generäle (Koltshak, Petljura, Denikin u. a. m.) Rußland sich von der Konterrevolution bedroht sah, hat die westeuropäische Arbeiterschaft gegen diese Stellung genommen und aufrichtig gewünscht, daß der Zarismus nicht neuerdings an die Macht komme. Der innern politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands brachten wir ein brennendes Interesse entgegen. Zuverlässiges, objektives Material war schwer zu bekommen. Ich schrieb über die russischen Verhältnisse im Sommer 1919 eine Reihe von Zeitungsartikeln,

wobei ich geglaubt habe, die im «Manchester Guardian», einem großen liberalen Blatte Englands, veröffentlichen Rußlandberichte englischer Reisender im ganzen als zuverlässig anzusehen. Diese Artikel, die mir eine Gewissenssache waren, begegneten mancher Zustimmung, aber auch mancher Kritik von links und rechts. Unser Bestreben nach objektiver Würdigung der großen russischen Umwälzung und die damit bekundete Toleranz standen allerdings in eklatantem Gegensatz zur bolschewistischen Intoleranz und zum haßerfüllten Fanatismus ihrer Anhänger.

Es bleibt in diesem Zusammenhang eine letzte Frage zu klären, die in den Jahren 1919, 1920 und 1921 die größten Auseinandersetzungen in der schweizerischen sozialdemokratischen Arbeiterschaft hervorgerufen hat. Es war dies die Frage des Anschlusses an die sogenannte Dritte Internationale. Für meine Stellungnahme sind damals in erster Linie meine Erfahrungen in den Zimmerwalder Konferenzen von Kienthal und Stockholm maßgebend gewesen.

Man muß sich in jene Zeit zurückversetzen. Die Zweite Internationale war bei Kriegsausbruch im Sommer 1914 zur großen Enttäuschung vieler guter Sozialisten zusammengebrochen und damit auch eine große Hoffnung. Am Kriegsende zeigte es sich, daß die sogenannte Zweite Internationale, die in der Zeit des blutigen Ringens und der schwersten Bedrängnisse geschwiegen hatte, ihre einstige Autorität und das einstige Vertrauen in hohem Maße eingebüßt hatte. Die Russische Revolution, die in ihrer ersten Phase die Hoffnungen mächtig angeregt und eine unvorstellbare Begeisterung in der Arbeiterschaft aller Länder entflammt hatte, konnte zum Ausgangspunkt einer neuen internationalen Einigung werden . . . wenn die Russen und die Sozialdemokraten des Westens es wollten. Dem stand freilich entgegen, daß die bolschewistischen Parteien als solche sich in den großen sozialdemokratischen Massenparteien der westlichen Länder sehr geringer Sympathie erfreuten. Das Mißtrauen gegen eine von den Russen beherrschte Internationale war groß. Dem konnte entgegengehalten werden, daß eine neue Internationale, der auch die westlichen Parteien sich anschlossen, in keiner Weise ein Instrument der Russen werden konnte. Für die letztere Auffassung sprachen auch alle Erfahrungen der Vergangenheit. Diese Kontroverse hat in der Schweizerischen Sozialdemokratischen Partei lange Diskussionen und zwei Urabstimmungen gerufen. Die Russen sahen die Gefahr des Übermehrtwerdens sehr gut ein. Sie suchten sich damit zu helfen, daß sie einseitige Bedingungen aufstellten, die von den beitretenden Parteien vor der Aufnahme zu erfüllen waren. Über diese Bedingungen bestand während einiger Zeit Unklarheit. Einige westliche Parteien haben deshalb besondere Delegationen nach Rußland entsandt, um nähere Aufschlüsse darüber zu erhalten. Zuerst vernahm man von 19, dann von 21 Bedingungen. Mehr und mehr wurde es deutlicher und endlich ganz klar, daß die Russen keine allgemeine Internationale, sondern nur eine kom-

munistische Internationale haben wollten, der nur die von Opportunisten und Verrätern gereinigten Kommunistischen Parteien angehören konnten. Sobald das klargelegt war, war auch meine persönliche Stellungnahme gegeben. Es folgte die große Auseinandersetzung, die durch alle Parteisektionen hindurchging und ein Urabstimmungsresultat ergab von 25 000 Stimmen *gegen* und 8000 Stimmen *für* den Beitritt zur kommunistischen Internationale. Die Russen hatten von ihren Anhängern die Parteispaltung erzwungen. Die daherigen Auseinandersetzungen haben die schweizerische und die internationale sozialdemokratische Bewegung während Jahren gelähmt und geschädigt und die Werbetätigkeit nach außen stark beeinträchtigt. Sehr zahlreiche Arbeiter und auch eine ansehnliche Zahl junger Intellektueller, die im Saus und Braus der revolutionären Epoche zu den Kommunisten übergelaufen waren, sahen sich in der Kommunistischen Partei bald bitter enttäuscht und verließen sie. Die meisten gingen unter in politischer Indifferenz. Einige — und dies waren die wertvollsten unter den Dissidenten — fanden den Weg zurück in die Sozialdemokratische Partei. Manche unter diesen gehörten vor und nach der Spaltung zu meinen persönlichen Freunden.

Im Rückblick auf jene nun schon lange entschwundene Zeit möchte ich von mir und meinen Freunden nicht sagen, daß wir nicht auch Fehler begangen haben. Für meine Person sage ich es ohne Scheu. Es geschah in guten Treuen, und wir handelten so, wie unser Gewissen und unsere Verantwortung uns befohlen haben. Wir befanden uns in einer ganz besonders schwierigen Zeit, die einem großen Teil der Arbeiterschaft grausame Entbehrungen auferlegt hat. Eine Schweizerische Sozialdemokratische Partei, die in dieser Zeit nicht Ausdruck der Stimmung der kleinen Lohnverdiener gewesen wäre und für ihr Wohl sich nicht kampffreudig eingesetzt hätte, die hätte ihren Namen nicht verdient. Europa stand in den Jahren 1917, 1918 und 1919 in einer revolutionären Epoche, und wir redeten und schrieben die Sprache der Zeit und wir dachten die Gedanken der Zeit. Hätten wir es nicht getan, so wären wir hinter der Zeit und ihren Aufgaben zurückgeblieben. Es steht nicht an uns, darüber zu rechten und zu richten. Andere, die Späteren, mögen es tun.

Soviel aber mag hier noch gesagt sein: Den Kampf gegen die Kommunisten innerhalb der schweizerischen Arbeiterorganisationen, in den Gewerkschaften und in der Politik haben die Sozialdemokraten geführt, und das mit Erfolg, ja, die Sozialdemokraten und niemand anders! Die jahrzehntelange und grenzenlose persönliche Beschimpfung und Besudelung durch die Kommunisten in Presse und Versammlungen haben wir auf uns genommen. Sie hat uns in keiner Weise beschwert. Das Vertrauen der gewerkschaftlich und politisch organisierten Arbeiterschaft und eines wachsenden Teiles der schweizerischen Bevölkerung war uns Dank und Anerkennung genug. Darum auch lassen uns Auslassungen von der Qualität des Herrn km. in der «NZZ» recht

kühl. Wenn ich mich hier dazu äußerte, so geschah es nur zu dem Zwecke, ein neues Mal den Unterschied zwischen Geschichtsklitterung und geschichtlicher Wahrheit an einem Beispiel darzutun.

REGINA KÄGI-FUCHSMANN

Das «Movimento Comunità»

In einer Reihe von Nummern der «Roten Revue» wurde im vergangenen Halbjahr die Frage der Revision des Parteiprogramms diskutiert. Aus den verschiedenen Artikeln, die alle ein beachtliches Niveau aufweisen, was um so erfreulicher ist, als sie zum Teil von jungen Genossen stammten, spricht das Malaise, das ernste und um die Zukunft des sozialistischen Staates besorgte Genossen angesichts der heutigen Lage empfinden. Dieses Malaise, geboren aus dem heute nicht mehr klaren Verhältnis zum Marxismus, zu den ethischen und religiösen Grundlagen des Sozialismus; aus dem Mangel an Schwung und hinreißender Kraft der Bewegung; aus der Brüchigkeit der gemeinsamen internationalen Grundlage; dieses Gefühl, an einem entscheidenden Angelpunkt der Entwicklung der Bewegung zu stehen, ist nicht nur in der Schweiz lebendig. In allen Ländern zwingen die Erfahrungen der Nachkriegsjahre alle ernsthaften Sozialisten zu einer neuen Prüfung ihres sozialistischen Gedankengutes. Es ist für den einzelnen Sozialisten nicht immer eine angenehme Aufgabe; sie widerspricht dem geistigen Trägheitsprinzip, das uns gerne dazu verführen will, eine einmal als richtig erkannte Position für immer als gültig zu erachten. Und doch wissen wir alle, daß alles, was wirklich lebt, dem Wandel unterworfen ist; was hingegen an unabänderlichen Dogmen festklebt, ist tot. So ist das neuerwachte Suchen nach den wirklichen Grundlagen, dem Ziel und den Mitteln unserer Bewegung ein Zeichen der lebendigen Kraft, welche im Sozialismus wirksam ist und die je und je beginnende Verkrustungen sprengt. Aus dieser fruchtbaren, notwendigen, wenn auch belastenden geistigen Unruhe tauchen alte Fragen neu und drängend auf: Bringt die Sozialisierung der Wirtschaft die Befreiung der Menschen? Gibt es eine sozialistische Erziehung, wie sieht sie aus? Ist Christentum, ist Religion, ist Ethik eine mögliche, eine notwendige Grundlage des Sozialismus? Was bedeutet uns der Marxismus heute? Wie bereits erwähnt, ist dieses Suchen nach heutigen Antworten auf alte Fragen nicht nur eine schweizerische Erscheinung, sondern überall, wo ernsthafte und überzeugte Sozialisten aktiv in der Bewegung stehen, ist sie lebendig. So hat eine Gruppe englischer Genossen vor etwa einem Jahr eine Broschüre herausgegeben: *Socialism, a new Statement of Principles*, was man übersetzen könnte mit: Sozialismus, eine neue Festlegung seiner Grundsätze. Hoffentlich wird uns die sehr wertvolle Arbeit, welche die Erfahrungen